

Karlsruher Chronik

Karlsruhe, die 35. Großstadt Deutschlands — Bad, Schachmeisterschaft — Im Segelflug über die Stadt — „Mutter und Kind“ hebt alten Volksbrauch — Sommertheater in Hochform.

Die Aufarbeitung der Ergebnisse aus der Volkszählung im Juni 1933 sind nunmehr soweit abgeschlossen, daß man einen Einblick in die angelegten Gemeindeverzeichnisse machen kann. Die Städte des Deutschen Reiches sind darin nach ihrer Einwohnerzahl geordnet. Dabei stellt es sich heraus, daß Karlsruhe mit seiner Einwohnerzahl von 154.902 Menschen die 35. Stelle einnimmt. Sie steht in unmittelbarer Nachbarschaft von Wiesbaden und Braunschweig, die nur 2000 Einwohner mehr zählen und kommt mit 5000 Einwohnern vor den Städten Hagen und Erfurt, die darnach den 36. und 37. Platz der deutschen Städte belegen. Gegenüber der letzten Volkszählung im Jahre 1925 hat die Wohnbevölkerung Karlsruhes um rund 7000 zugenommen. Das letzte Jahrzehnt hat somit einen gewissen Gleichstand der Bevölkerungsziffer für die Stadt gebracht, der aber, anbracht der starken Abwanderungen in den Jahren nach 1925, eine gesunde Unterlage für die kommende Bevölkerungspolitik darstellt.

Die letzte Woche wurde die Badische Schachmeisterschaft in Karlsruhe ausgetragen. Aus allen Ecken des Badischen Landes waren die Denker am Schachbrett erschienen. Von der Stadt selbst haben sie wenig gesehen, auch haben sie noch so schöne Anpreisungen an den Plakatsäulen der Stadt, Operette, Film, Konzert, Ausstellung, Tanz, Kaffee nicht lachen können. Im Kameradschaftsraum drehte sich alles Gespräch immer doch nur um „Damengambit“, Bauernopfer, Indisch, Sizilianische Eröffnung“; auch hat viele der Ehrgeiz, im Spiel gegen Bogoljubow, der ja als wohlhabender Erbe zu den badischen Meisterpielern zählt, wenigstens ein Remis zu erzielen, nicht die Freunde der Großstadt genießen lassen. So war ja der 1. Platz für die badische Meisterschaft von vornherein belegt und der Verlauf des Spiels hat auch keine Ueberraschung gebracht. Der Kämpfer gegen Aljechin war in Hochform. Aber um den 2., 3. und 4. Platz entbrannte der Kampf um so heftiger und ist noch in vollem Gange.

Die hiesige Fliegerortsgruppe hat sich aus dem Sammelergebnis der Luftfahrtbewerbe eine hochwertige Segelflugmaschine zu Schulzwecken angeschafft. Am letzten Sonntag unternahm der bekannte Segelflieger Dipl.-Ing. Hoffmann, der im Frühjahr seinen 5-Stunden-Rekordflug von der Hornisgrunde aus durchgeführt hatte, einen ersten Segelflug über Karlsruhe. Er ging im Schleppstart auf dem hiesigen Flugplatz hoch und überflog in Höhe von 700 Metern die Stadt, bis er über dem Stadtteil Mühlburg einen hochtreibenden Warmluftschlauch anfog und dann sich über dem Rhein auch über 1000 Meter Höhe hochschrauben konnte. So segelte er nun, geräuschlos wie ein großer Vogel, gegen Kaffee, überquerte den Rennplatz von Iffezheim. Wie er nach seiner späteren Landung im Hanauer-

land erzählte, wäre er zu gerne mit seiner Maschine mitten auf den Rennwiesen von Iffezheim niedergegangen, aber da er noch 600 Meter Höhe und gleichzeitig einen schönen warmen Luftstrom erreicht hatte, so war es ihm zum Landen zu schade. Er ließ sich dann bis über Mühl nach dem Hanauerbörchen Gamsbühl treiben, wo er dann zur großen Freude und Bewunderung der Landleute auf den Wiesen landete. Unvergessen für alle Karlsruher Zuschauer bleibt dieses erstmals gefundene Schauspiel eines solchen Startes und Flugens; die Flugpiloten brennen vor Latenzdrang, bis sie nach ihrer theoretischen Ausbildung zum erstenmal auch im Segelflug über ihrer Heimatstadt kreuzen werden. Wahrscheinlich wird es bis dahin noch viel Mühe und Kleingeld geben, wie der Aushausdruck für gerammte und zerfahrene Schülerflugmaschinen lautet. Den härtesten Anziehungspunkt übt das Übungsgelände natürlich auf unsere Jugend aus und das ist recht so, denn sie ist es ja, die einmal die kommenden Flieger stellen muß.

Für die letzte Sammlung des Hilfswerkes „Mutter und Kind“ hat der Gau Baden aus den Geschirrfabriken Zell a. Harmersbach und Dornberg schöne Teller zum Verkauf bereitgestellt. Am heutigen Sonntag ist in unserer Stadt ein guter Absatz festzustellen. Denn wer würde sich für 20 Pfennig ein solch schönes und zugleich praktisches Erinnerungsgeschenk entgehen lassen wollen. Damit wird auch zugleich ein guter, alter Volksbrauch wieder belebt. Nur die älteren Leute von uns werden sich noch der alten Geschirrfabrikanten und der Jümmelbretter, geziert mit bunten

Tellern und Gläsern erinnern, die ein gut Teil der alten geprüften Zeiten unserer Großeltern ausmachten. Es wird unserer nüchternen Zeit und der glücklicherweise verschwindenden neuen Sachlichkeit in der Kunst und im Leben nur gut tun, ein Stück Volksleben und beselter Gemeinschaftsleben mit solchen Erinnerungsgeschenken auf die spätere Generation zu vererben. Ein Stück deutscher Geschichte wird damit lebendig erhalten bleiben.

Das Sommertheater rückt zum Abschied, das Staatstheater zur Eröffnung. Noch einmal hat die Operette in launiger und übermütiger Weise ihr leichtes Geflüster spielen lassen. „Der Tanz ins Glück“ von R. Stolz hat die Nachmittage für ein halbes Jahr auftrainiert. Da ist alles vorhanden, was die gute alte Operette zu vergeben hat. Kluge Handlung und flotte schmissige Musik neben sentimentaler Liebe und liebestrankter Liebe; Humor neben Ernst; reich kommt zu arm, und arm zu reich; Adel zu Bürger und ein Friseur wird fälschlicherweise Graf und zuletzt glücklicher Schwiegersohn eines Fabrikanten; ein Trio von tomschen Figuren, ein geprellter Schwiegervater, ein köstlicher Diener und ein Allerweltstrengegebilde, wie weiland unser altbekannter Figaro. Die Aufführung unter Regie von Bruno Senberth und musikalischer Leitung von Hugo Lehendeder war unübertrefflich; wie überhaupt die Zusammenstellung des diesjährigen Soloverbonds eine ganz glückliche war. Ehrstimmiges Lob und Anerkennung ist allen Kräften zuteil geworden, wenn auch Bruno Senberth weit daraus hervorragt; vielleicht sehen wir ihn nächstes Jahr wieder. — Eib.

Erfolgreiche Fremdenwerbung

In diesem Jahre hat der Fremdenverkehr in ganz Deutschland eine Steigerung erfahren. Sowohl aus den altbekanntesten und seit Jahrzehnten mit Vorliebe aufgesuchten Gebieten als auch aus den seit neuerer Zeit erst erschlossenen Landschaften wird durchweg ein guter, zum Teil sehr guter Besuch von Sommergästen gemeldet. Angeregt namentlich durch die gründliche und planvolle Tätigkeit der NS.-Gemeinschaft „Kraft durch Freude“ nahmen viele Orte jetzt zum ersten Mal mit Radtour diese Möglichkeit auf und hatten mehr oder weniger Erfolg, begünstigt durch die allmählich um sich greifende Einsicht, daß unser deutsches Vaterland des Schönen im Ueberflusse bietet, aber auch durch die Schwierigkeiten, die sich dem Reisen ins Ausland entgegenstellen. Man heißt es, das Errungene halten, die Erwartungen der Gäste, die vielfach zum ersten Male einen ihnen unbekanntem Ort zur Erholung aufsuchen, auch weiterhin erfüllen. Das ist schwerer als meistens angenommen wird. Die Ansprüche bleiben nämlich nicht die gleichen, sondern sie steigen, namentlich von denen, die Gelegenheit zum Vergleich zwischen den Orten haben, die sie schon als Sommergäste aufsuchten.

Die Werbung bleibt selbstverständlich stets die Grundlage, und zwar fortgesetzte Werbung. Darauf muß sich eine immer vollkommener Organisationsarbeiten, die in den Maßnahmen zur Verbilligung der Gäste ihr Ziel und ihren Ausdruck findet und sich zuletzt

auch in den Einzelheiten der Wohnung, Verpflegung und Erholung auswirkt.

Eines der von jeher meistbesuchten deutschen Länder ist Thüringen vermöge seines abwechslungsreichen Zusammenbaus von Land und Stadt, von Natur und Kultur, von Stille und Leben, wozu noch der Nimbus der Geschichte kommt, der sich an große Erinnerungen und bedeutende Baumerke hest. Außerdem kommt die Artung der Thüringer, ihre Aufgeschlossenheit, Beweglichkeit und Zuverlässigkeit dem Fremdenverkehr sehr entgegen, so daß man Thüringen in vielen Hinsichten als Vorbild betrachten darf. Erfahrung lehrt langsam spricht mit, die sich in diesem klassischen Weisland angeammelt hat und in den entsprechenden Einrichtungen sichtbar wird.

Wir nahmen kürzlich Gelegenheit, uns auf einer Wanderung des Nördlichen damit zu beschäftigen. Man kann viel davon lernen, da die Sache selber die gleiche bleibt, wie denn auch die eigentlichen Kurorte und Bäder trotz größter Verschiedenheit an Kurmitteln und Besuchern ganz bestimmte Jäger gemeinsam haben. Für unser Gebiet handelt es sich jedoch um die Aufnahme von Sommergästen, worin noch manches zu verbessern ist, während der Schwarzwald als ausgesprochenes Wandergebiet schon vom Schwarzwaldverein vorzüglich durchgearbeitet wurde.

Es ist zwar mit einer eingehenden Einnahme des Reiches auf die Preise, Unterkünfte und Werbung zu rechnen, — die nächste

Zeit dürfte darin einschneidende Bestimmungen bringen — aber besser ist es doch, sich nicht zurechtweisen lassen zu müssen, sondern vorant zu geben.

Was die Werbung anbelangt, so hat man in Thüringen die allerbesten Erfahrungen mit dem Zusammenschluß gewisser Gebiete gemacht. Der riesige Besuch des Schwarzwaldes bis in seine letzten Ausläufer in den „Wald“ ist darauf zurückzuführen; denn es liegt die sonderbare, aber jetzt verständliche Tatsache vor, daß manche in früheren Jahren gut besuchte, schöne, gut eingerichtete und leicht zu erreichende Orte in der Nähe dieses Verkehrsbandes einen Rückgang feststellen mußten. Dort tausende Dauergäste, hier einzelne Durchgangsgäste. Der Standpunkt des gemeinsamen Vorgehens in breiter Front ist der richtige und wird es in Zukunft insoweit immer stärker durchdringenden Gemeinschaftsgedankens — dem charakteristischen Ausdruck des neuen Deutschlands — noch mehr werden. Die in unserem Gebiet schon mehrfach zum Ausdruck gekommenen Anregungen zu gemeinsamer Werbung werden durch das Thüringer Beispiel bestätigt.

Wenn dort eine Gemeinde mit dem Gedanken umgeht, sich in den Strom der Sommerfrischen einzuschalten, dann ist es ansehnend das erste, wenigstens eine Gaststätte auf die Anforderungen der Gäste umzustellen. In jedem, auch dem kleinsten Ort gibt es einen neuzeitlich eingerichteten Gasthof, mit Glasveranda, Bad, Schmuckgarten usw. Sodann fällt auf, daß gewisse ausgesuchte Spazierwege gründlich dem Zweck dienlich gemacht sind; reichlich Parkierungen, Wegweiser und Ausschüssbänke, und die Wege durchweg musterhaft gangbar, so recht einladend zu gemühtlichem Dummel, den der Erholungsbedürftige sehr liebt. Er will sich nicht anstrengen, sondern in Ruhe genießen.

Die Bemühungen der Gemeinden und örtlichen Stellen werden wesentlich unterstützt durch den Thüringerwaldverein, der seine Aufgabe über die Erschließung Thüringens als Wandergebiet hinaus auch auf das Gebiet der Sommerfrischen verlegt und sein zahlenmäßiges und soziales Gewicht entsprechend einsetzt. So erfahren wir, daß z. B. das Freiwaldmühlbad eines zu erschließenden Tales, das besonders hart von der Wirtschaftnot betroffen ist, vom Thüringerwaldverein auf originelle Art finanziert wurde, indem ein für den Ausbau vorgelieferter Geldbetrag wenigstens zum Teil wieder herbeigebracht wurde durch zwei vom Verein veranstaltete und groß angelegte Schwimmspiele mit der nötigen Unterhaltung, so daß die Gäste von weither eintrafen — und alle Teile kamen auf ihre Kosten. So lassen sich örtliche Angelegenheiten, wie Vereinsfeste, Gedenkfeste u. dgl. zugleich zu zugkräftigen Werbungen für den Fremdenverkehr ausbauen.

Geradezu erstaunlich dicht ist in Thüringen das Verkehrsnetz der Eisenbahnen und Kraftposten, auch im Gebirge; der Berliner, der nach dem Mittagessen abfährt, kann darauf rechnen, daß er noch zum Abendessen in einem der höchstgelegenen Orte am Rennsteig zu recht kommt. Diese vorzüglichen Verbindungen werden auch im Winter größtenteils gehalten, und damit der Wintersport in überraschendem Maße gefördert.

Dittha will Dinnan.

Roman von Klara Haidhausen.

Aufbegehren durch Verlagsanstalt Wanz, Regensburg. 64. Fortsetzung. Nachdruck verboten.

Da legte ihm Ditha in weicher, hingebender Zärtlichkeit die Arme um den Hals, in ihrer Stimme schwang eine feierliche Innigkeit: „Glaub mir, Franz, nie habe ich einen andern Mann geliebt wie Dich! Und nun laß mich . . .“

Doch er ließ sie nicht weiter sprechen. Auffachzend, ungestüm rief er sie wieder an sich und küßte sie, daß ihr jedes weitere Wort auf den Lippen erstarrte. Und noch etwas anderes sprach dabei — ihr Vorjahr, heute schon zu sprechen. Ganz plötzlich war da wieder die Angst in ihrem Herzen — ein jagendes Leben, wie er ihre Weichte aufnehmend würde, ein feiges Wangen, daß dann die unendliche glückhafte Harmonie dieser Stunde zerstört sein könnte.

Ihre Seele bettelte um eine Gnadenfrist: „Morgen, morgen will ich alles sagen, aber das heute — diese eine letzte Stunde, die laß mich auskosten, voll und ungetrübt!“ Und nochmals legte die Allgewalt der Liebe über ihr klares Rechtsgesühl und die fordernde Wahrheitsliebe. Sie schweig.

Ganz, ganz fernher drang leiser Glockenton zu den zwei glücklichen Menschen heraus, drunten, irgendwo im Tal — vielleicht in Sanrisszell — läutete man den Abendglocken. Ditha umschloß mit ihren beiden Händen die Rechte des Geliebten in heiligem Fühlen um Segen und Glück.

Franz verhartete regungslos, bis der letzte, leise Ton verklungen war. Dann hob er launig, eine nach der andern, die Hände Dithas an die Lippen. Ein schönes Bibelwort war ihm durch den Sinn gegangen: Ein Weib, das Gott fürchtet, das sei gelobt. Ihres Mannes Seele kann sich auf sie verlassen. — Wie gut hatte es Gott mit ihm gemeint, daß er ihm dieses Mädchen in den Weg führte!

In zartem Werben preßte er Dithas Kopf fester an seine Brust und fragte leise: „Wann werden uns die Glocken zur

Kirche läuten, Lore? — Bald, mein Lieb, nicht wahr? Ich möchte nimmer lang ohne Dich sein.“

Sie hob das Gesicht zu ihm auf — er glaubte in der hellen Nacht zu sehen, wie stark es erglüht war. Aber ihre Stimme war voll Klarheit und Ruhe: „So bald Du willst, Liebster!“

Ihrer reinen, reifen Frauenseele lag nichts ferner als kindliches Verfechten spielen mit den heiligsten Dingen des Lebens. Im Vollbewußtsein ihrer gegenseitigen Liebe und in feuchtem Erfassen des allgewaltigen Schöpfungswillens der Natur, der Mann und Weib zueinander zwingt, würde sie im Arm des Gatten die Erfüllung ihres Frauenlebens finden.

Franz Hormann aber empfand in tiefer Ergrißtheit, zu weich wundervoller Einheit streubige Hingabe und leuchtende Helligkeit im Charakterbild des Mädchens zusammenfließen, das er in heiger Zärtlichkeit und doch voll rührender Zartheit am Herzen hielt. Und er gab sich das Wort, die zarte Blume allezeit mit behutsamen Händen zu hegen und vor jeder rauhen Verührung zu schützen.

Fragend sah Ditha auf. „Was wird Deine Mutter sagen, Franz?“

„Mutterchen?“ Er lächelte glücklich. „Sie wird sich unendlich freuen. Es war ja ihr schneltester Wunsch, daß wir beide uns finden möchten. Ihr werdet Euch sehr gut verstehen, nicht wahr?“

„Es gibt keine Frau, die mir näher stünde als sie,“ sagte Ditha innig. „Es ist so wunderbar, wunderschön, daß mir Deine Liebe zu allem andern auch noch eine solche Mutter kennt.“

„Wir werden ihr morgen in aller Frühe die frohe Botschaft telegraphieren,“ sagte der Doktor vergnügt. „Und jetzt gehen wir hinunter und bestellen uns ein kleines Festmahl und feiern Verlobung. Bei einer Flasche Sekt, ja?“

Ditha drohte lächelnd mit dem Finger. „Darf man ein solcher Verschwenker sein, wenn man im Begriff ist, sich eine arme Frau zu nehmen?“

„Doch, man darf!“ Sein scherzender Ton wich einem schönen, tiefen Ernst. „Wenn ich je einmal dankbar dafür war, ein gutglütiger Mann zu sein, so ist es jetzt, wo mir mein

Besitz die Mittel gibt, Dir das Leben schön und hell zu machen.“

Und wieder zog er sie in seine Arme, nicht müde, ihr immer wieder das Gleiche zu sagen: „Du, oh Du, Du weißt ja nicht, wie närrisch glücklich ich bin!“

X.

Es war wenig über 7 Uhr, als Franz am nächsten Morgen an Dithas Tür klopfte. Sie stand bereits östlich angelehnt am kleinen Fenster ihres Zimmers und lächelte glücklich, als sie sein Klopfen vernahm. Es war ihm also ganz wie ihr gegangen, auch ihn hatte die sehnstvolle Ungeduld nicht länger ruhen lassen.

Mit zwei Schritten war sie an der Tür und drehte den Schlüssel zurück, bereit sich mit frohem Guten Morgen an Franz' Brust zu werfen. Aber ihre erhobenen Arme sanken jäher herab, als sie sein ernstes Gesicht bemerkte. Angstvoll fragend sah sie ihn an. „Liebster?“

„Guten Morgen, mein Lieb!“ Er lächelte sie innig und gab dann sofort die gewünschte Erklärung. „Wir müssen mit dem ersten Zug hinunter, Lore. Ich habe soeben eine telephonische Nachricht von Direktor Lindner erhalten, die uns sofort nach Hause ruft. Erika ist sehr schwer erkrankt.“

„Mein Gott!“ Ditha war bis in die Lippen erbläut. „Die arme, arme Mä!“

Kein Gedanke an das jäh getrübt eigene Glück hatte Raum in ihrem Herzen neben dem Wissen um die Mutternot der Freundin und der Sorge um das Leben des reizenden Kindes. „Wann können wir zu Hause sein, Franz?“

„Am acht Uhr geht der Zug,“ sagte er hastig. „Wir sind dann um neun Uhr in Brannenburg, wo uns das Auto erwartet. Wenn alles gut geht, können wir bis zehn Uhr daheim sein.“

„Ich bin sofort fertig.“ Rasch trat Ditha in das Zimmer zurück, um die wenigen für die Nacht benötigten Gegenstände im Nachsaß zu verpacken, während Franz am Türpfosten lehnd, schweigend zusah, um sie nicht zu stören. Erst als sie fertig war, nahm er sie nochmals in die Arme

Fortsetzung folgt.

Afrikanische Tragödie

Der Heldenkampf der deutschen Kolonisten

Von Jakob J. Riemer-Anders. Urheberrecht: Dammert-Verlagsanstalt, Berlin W. 35

Auf verlorenem Posten

Eigentlich haben sie alle auf verlorenem Posten gestanden, die deutschen Helden, die bei Ausbruch des Weltkrieges in Uebersee angesetzt waren oder Schutzdienst verrichteten, alle die Kaufleute, Farmer, Händler, Dandwerker, Soldaten, die ausgezogen waren, deutschen Geist fern der Heimat zur Geltung und zum Sieg zu verhelfen. So berichtet denn auch kein Buch, kein Heldenlied von den zahllosen Tragödien, die sich noch im August des Jahres 1914 abspielten in Mikronesien, auf den Marianen, Karolinen, den Marshall-Inseln, den Glanden des Bismarck-Archipels und auf Samoa, den deutschen Kolonien im Großen Ozean. Hilflos waren diese deutschen Vorposten in Uebersee den schlagartig einbrechenden Ueberfällen der feindlichen Flotten ausgeliefert: englische, japanische, australische Schiffe richteten ihre schweren Geschütze gegen die schwach besetzten deutschen Stationen, landeten die Ueberzahl ihrer Truppen, rissen das Land an sich, führten die deutsche Bevölkerung, Männer, Frauen und Kinder, in die Konzentrationslager fort. Schnell war hier alles verloren. Und gänzlich auf verlorenem Posten standen auch die Deutschen in der afrikanischen Kolonie Togo, diesem schmalen Gebietsstreifen an der Goldküste, hoffnungslos eingebettet zwischen die französischen und englischen Machtbereiche — und somit schnell erdrückt und geradet.

Noch aber klingt das Heldenlied von den Kämpfen in Deutsch-Südwest, in Kamerun und in Deutsch-Ostafrika. Hier standen keine und keine deutsche Heerabteilungen gegen einen schier gigantisch überlegenen Feind — und hielten sich in heroischen Gefechten und Schlachten weit länger, als auch der glühendste Optimismus hätte erhoffen und vom Schicksal erleben können — unbefruchtet sogar nach vierjährigen Heldenkämpfen voll siegesreicher Leistung, und nach heroischen Abenteuern sondern die Zahl lebender deutscher Ostafrikanischer Schutztruppe in die Heimat zurück!

Strige noch einmal empor und tolle dich ab, du große afrikanische Tragödie: den Toten zur unergänzlichen Ehre — den Lebenden zur Mahnung, zur bewundernden Erschütterung und zum erhabenen Beispiel und Vorbild!

Deutsch-Südwest

„In Caroba gibt's Krieg!“ Das war die Nachricht, die in Swakopmund, in Lüderichbucht, in Windhoek, in Großfontein und wie die Ortsschaften Deutsch-Südwests, dieser gefährlich zwischen die britische Südafrikanische Union und Portugiesisch-Besatzung eingebetteten Kolonie sonst heißen mochten, wie eine Bombe einschlug. Ganz unvorbereitet allerdings traf, seit der Thronfolgermord bekannt geworden, das Gerücht kommenden Unheils die Südwestler nicht — wohl aber fast gänzlich ungerüstet für die nahenden Ereignisse. Denn seit der Niederwerfung der Herero- und Sottentottenaufstände wurden nicht nur vom deutschen Reichstag die Anträge auf eine Erhöhung der Wehrtkraft der Kolonie regelmäßig abgelehnt, sondern sogar der Dienststand der Schutztruppe ständig verringert, sodass er unmittelbar vor Ausbruch des großen Krieges insgesamt ganz 1870 Köpfe betrug... Das war die Wehrmacht, welcher der Schutz eines das deutsche Mutterland an Größe um die Hälfte überstreichenden Gebietes und einer seit den Aufstufungsjahren von 4500 auf 15.000 Köpfe angewachsenen weißen Bevölkerung anvertraut war. Dabei hatten gerade in den letzten Jahren die bedeutenden Diamantenfunde bei Lüderichbucht, die Entdeckung der Farm- und Bergwerksbetriebe den Wert des Landes erheblich gesteigert und — die Wehrfähigkeit der englischen Nachbarn in hohem Grade gereizt. Ein großes Aufwühlwerk hatte ein Telegramm des Staatssekretärs im Deutschen Reich, das am 2. August 1914 in Windhoek eintraf und allen Wohnungen und jeden Hofen das Folgende feststellte:

„Schutzgebiet außer Kriegsgefahr, verurteilt Farmer.“

Man hat diese Meldung als äußerst gefährlich der Öffentlichkeit von Deutsch-Südwest damals gar nicht bekannt gegeben — man machte sich im Gegenteil sofort auf das Neue herbeigeführt.

Es gab hier nur eine Möglichkeit: Verteidigung bis zum Letzten! Unmöglich konnte man ja daran denken, den Krieg in feindliches Gebiet zu tragen. Man mußte auch von vornherein auf die Behauptung der Küstenplätze verzichten — sie mußten infolge des Mangels einer Flottenstation schloß einem Angriff von der See her preisgegeben werden, weil Swakopmund, nach dem Meer hin gänzlich freiliegend, überhaupt nicht zu schützen war, und weil der für eine Befestigung der günstiger gelegenen Lüderichbucht entworfene Plan tragischerweise aus Mangel an Mitteln nicht mehr zur Verwirklichung gelangt war. Man errichtete also hier nur drei Kommandanturen, die wenigstens die Funktionen gegen Handstreiche zu schützen versuchten.

„Auch England hat den Krieg erklärt!“

Am 5. August wurde diese erschreckende Nachricht in Südwest bekannt. Sie erschauerte

niemanden; jedem war klar, daß man sich jetzt, trotz des optimistischen Telegramms der heimischen Regierung, auf den Ausbruch der Feindseligkeiten mit der benachbarten Südafrikanischen Union gefaßt machen müsse, zumal sich der ausschlaggebende Führer des Dominion, General Botha, schon längst dem Mutterland gegenüber für den Fall eines Krieges mit Deutschland auf einen Angriff gegen Deutsch-Südwest festgelegt hatte. Sofort wurde, was legend noch ein Gewehr tragen konnte aus der Zivilbevölkerung, zu den Waffen gerufen: vorübergehend konnte man so die Schutztruppe wenigstens auf die Stärke von etwa 6000 Mann bringen, welche Zahl aber wegen mangelhafter Entlassungen aus gesundheitlichen und wirtschaftlichen Gründen schnell wieder sank, sodass die Durchschnittpunkte während des Feldzugs etwa 3000 Mann bestehender Truppe und 2000 Mann der zweiten Linie betrug; hiervon gingen im Verlauf des 11 Monate währenden, heroisch-verweirten Widerstandes noch 1348 Mann an Toten, Verwundeten und Gefangenen ab. Bereits am 8. August war die Feldausstellung des kleinen verlorenen Hauses im mittigen Gebietes von 825.000 qkm gegen die 545.000 qkm des Mutterlandes! — vollendet. Kommandeur der Schutztruppe: Oberstleutnant von Heidebreck, die Führer der aktiv überleitenden Abteilungen: Major v. Rappard, Major Ritter, Major Franke und, als Kommandeur der Artillerie-Abteilung, Major Wandrus.

Die Eingeborenen

Sie bildeten eine große Sorge für sich. Hier war die Lage weitaus schwieriger als in Deutsch-Ostafrika, wo die Schwarzen sich samt und sonders durch rührende Takte zu den deutschen Herren angeschlossen — zu gemischt war die Bevölkerung Südwests, zu lang noch die Erinnerung an die verschiedenen Kämpfe und ihre Unterdrückung. Die Hottentotten aus dem Süden, die Bantus, ließ der Gouverneur der Kolonie, Dr. Selig, sofort nach dem Norden kochen; die waffenfähigen Männer der Kaffers, diese gefährlichen Wüchlinge aus Buren und Negern, und die Verfeineren wurden nur zu Polizeizwecken in bewaffneten Eingeborenenabteilungen zusammengefaßt — die Kaffers haben dann meist die Waffen gegen die Deutschen gewandt. Ein freudige Ueberstimmung aber herrschte die Haltung der bei der Truppe selbst beschäftigten Eingeborenen dar: sie blieben fast ausnahmslos treu, namentlich dort, wo sie ihre deutschen Führer schon länger kannten. So gar von den zu Kriegsbeginn auf aufgestellten Formationen hielt weitaus der größte Teil von ihnen bis zum tragischen Ende des Feldzugs aus — kamen gegen Schluß gelegentlich Desertationen vor, so lag es nur daran, daß die Männer ihre Familien in den Händen des Feindes sahen...

Die Uebernacht des Segners

Sie war überaus glücklich und machte von Anfang an schon die Lage der Deutsch-Südwestler hoffnungsvoll — daß sie sich denn doch mit wahren Köhnenmut wehrten, wird ein einziges Kämpferblatt deutscher Kolonialgeschichte bilden!

In Deutsch-Südwest waren rund 15.000 Weiße angesetzt — in der Union zählten sie ungefähr eindreierhalb Millionen. General Botha hat später selbst zugestanden, daß er gegen Südwest sechszigtausend Soldaten zur Verfügung hatte, eine Streitmacht, die unerschwer noch hätte verdoppelt werden können; dazu hatte die Union offenen Weg zum freien Meer und die Möglichkeit ungehinderten Nachschubs aus dem Mutterland und der Verpflegung und Waffenzufuhr aus aller Welt — Südwest war dagegen abgeschnitten, ein verlorenem Posten, vom Land her so gut wie von der See, wo die englischen Kreuzer auf der Fahrt lagen und schon ihre Geschütze richteten gegen die deutschen Küstenstationen.

Uerraufstand in der Union?

Es war kein Geheimnis, daß in der Südafrikanischen Union immer noch eine nicht zu unterschätzende Partei bestand, die sich gegen das englische Regime stemmte und zu Kriegsausbruch freudiger denn je von der Herrschaft neu zu gewinnender alter Burenfreiheit träumte. Buren saßen auch auf deutschem Gebiet an der Grenze gegen die Union — und aus diesen deutschen Buren bildete sich in der ersten Hälfte des September das sogenannte „Südafrikanische Freikorps“, das sich den Deutschen zur Verfügung stellte. Führer war Andries de Wet, verwandt mit dem Freiheitskämpfer und Burengeneral Christian de Wet, bekannt mit vielen einflussreichen Leuten in der Union, vor allem mit dem Oberhaupt der dortigen „Nationalpartei“, dem General Botha. Dieser war längst fest entschlossen, dem Vorhaben der Unionregierung, die Deutschen anzugreifen, mit allen Mitteln, wenn nötig, mit den Waffen entgegenzutreten. De Wet hatte auch Verbindung mit dem Oberstleutnant Maritz, der, Kommandeur der Unionstruppen in Upington, nur widerwillig in englische Dienste getreten und ein eifriger Verfechter der alten Burenfreiheit war. Mit diesen Männern nahm Andries de Wet Führung. Aus eigenem Antrieb erklärte er, wie Major Dr. Hans von Oelshafen in seinem Werk über den Feldzug in Südwest nachdrücklich feststellt, er wisse unüberbrücklich, daß

Deutschland der Unabhängigkeit der Buren nicht nur nicht zu nahe treten werde, sondern, falls die Union ihre Angriffspläne gegen Südwest wahrmake, aus der Selbstverteidigung heraus tätigen Anteil an der Befreiung Südafrikas vom englischen Joch zu nehmen beabsichtige.

Aus diese Weise ergab sich Beunruhigung in des Feindes ureigenstem Lager, davon noch mehrfach die Rede sein wird.

Ein Grund zum Krieg — die ersten Opfer

Inzwischen waren die Würfel über Krieg oder Nichtkrieg schon für Südwest gefallen. Ein an sich geringfügiges Ereignis gewann tragische Bedeutung:

Am 23. August bemerkte eine Patrouille der 2. Schutztruppen-Kompagnie, wie von auf deutschem Gebiet ansässigen Buren eine Herde Rind bei Kammernais, westlich Stolzenfeld, über den Draanjessch auf englisches Gebiet abgetrieben wurde. Als sich die Buren ergriffen haben, schossen sie sichtlich auf die deutschen Reiter und töteten den Unteroffizier d. S. Bruch und den Reiter Rapprecht — ihre Namen seien festgehalten, weil sie die ersten Opfer des tragischen Heldenkampfes in Deutsch-Südwest gewesen sind.

Die Mörder dingelt zu machen, gelang nicht, da sie auf englisches Gebiet entliefen und man eine Grenzverletzung veranlaßt vermeiden wollte. Dieser Vorfall wurde alsbald in der Union bekannt — man machte daraus kurzerhand ein „Gesicht auf englischem Boden“ — der „casus belli“ war gegeben. Dergleichen wurden die wahren Gründe — Eroberung der deutschen draaflosen Küstenstationen, der deutschen Minen, der deutschen Diamantenfelder! — für die Eröffnung der Feindseligkeiten durch die Union verschleierte, die ihrerseits sofort nach Kriegsausbruch Massenverhaftungen von Deutschen angeordnet und vorgenommen hatte.

Die ersten deutschen Gefangenen wurden in afrikanischem Sand zur letzten Ruhe beiseit — der Vorhang ging auf zu der bevorstehenden „Tragödie Deutsch-Südwest“...

Süd-West's heroischer Widerstand und Untergang

Der Kampf beginnt

An der Südgrenze der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika fielen die Würfel. Am 13. September wurde die deutsche Polizeistation Kammernais am Draanje von Unionstruppen Kammernais überfallen: die Feindseligkeiten waren, wie ausdrücklich festgesetzt sei, seitens der Union eröffnet worden! — Fast gleichzeitig erfolgte durch den Hilfskrenzler „Armadale Castle“ die Beschießung von Swakopmund, wo auf Befehl des Ortskommandierenden, Hauptmann Schulze, die Kanonisation geschloß wurde.

Der allgemeine Angriff auf das Schutzgebiet begann. Noch im September erschien eine Anzahl englischer Transportschiffe unter Begleitung eines Kreuzers vor Lüderichbucht, besetzte die Stadt, die Signalstation, und führte die Weife, Frauen und Kinder sowie die zu deren Schutz vertriebenen Bürgerpolizei nach der Union in die Konzentrationslager ab — kein Protest laut gegen dies völkerrechtswidrige Vorgehen.

Gleichzeitig wurden feindliche Truppen bei Sandfontein gemeldet. Hier kam es zu der ersten größeren Schlacht: die Deutschen griffen, nach gewaltigen Marschleistungen, am 26. September den weit überlegenen Feind an. Begehrte waren die Abteilungen Major Wandrus, Major Ritter, Major Rappard. Ein schwer besetztes Lager wurde heldenmütig gefahrnt ohne Rücksicht auf Verluste. Und es gelang — nach mehrtägigem blutigem Geheiß — die feindliche weiße Flotte; zahlreiche Gefangene wurden ins Innere des Schutzgebietes abgeführt, große Mengen von Munition und Material fielen in die Hände der Sieger. Aber auch die Deutschen hatten schwere Verluste zu beklagen. Unter vielen anderen starb in diesem Geheiß auch der in vorerster Linie stürmende Major von Rappard den Heldenstod; Hauptmann Hensel übernahm die Führung seiner Abteilung. Die Zahl der Verwundeten war groß. Der Feind, soweit er nicht gefangen, floh; aber die Deutschen waren zu schwach, ihm über den Grenzfluß Draanje zu folgen: schon dieser Sieg konnte, wie alle folgenden, nicht ausgenutzt werden, immer wieder mußte man dem Gegner Gelegenheit geben, mit neuen Verstärkungen wiederzukommen...

Entlang der ganzen Grenze gegen die Union entbrannten jetzt die Kämpfe, immer weiter mußten die schwachen deutschen Abteilungen auseinandergezogen werden. Ein Küstenschutz war nicht mehr möglich; immer mehr wurde die Schutztruppe von Lüderichbucht abgedrängt, zog sich auf die Ortsschaft Aus zurück.

Die Buren

Aufatmendes Hoffen ging durch die Reihen der deutschen Kämpfer, als sich die Buren jenseits der Grenze rührten. Im Oktober fand in Namas ein Zusammenkunft zwischen dem deutschen Kommandeur Oberstleutnant von Heidebreck und dem schon genannten General Maritz statt. Burengeneral Maritz, Führer der bei Upington sich zum Vorstoß ins Schutzgebiet sammelnden feindlichen Kolonne, eröffnete dabei dem Kommandeur, daß er mit einer in Kafamas lebenden, ihm treu ergebenen Abteilung unter Befehl Maritz' der englisch gestellten Offiziere und Mannschaften auf deutsche Seite treten und Upington angreifen wolle.

Man sagte deutscherseits Unterstützung zu, man hoffte viel von dieser Rebellion im Herzen des feindlichen Lagers. Maritz erließ dann auch eine öffentliche Proklamation an alle

Buren, forderte sie zum Kampf auf deutscher Seite gegen die englischen Unterdrücker auf, nachdem ihm nochmals zugesichert worden, daß man keinerlei Eingriffe in die Unabhängigkeit der Buren plane.

Langsam setzten sich die Buren zum Angriff in Marsch. Führer-Eiferführer in den eigenen Reihen hemmten jegliche energische Aktion. Erst im Januar 1915 gingen sie gegen Upington vor. Kleine Gefechte blieben siegreich. Der Sturm gegen Upington aber wurde von einem längst gerüsteten, starken Gegner abgelenkt, die Burenführer verloren sofort den Mut, baten schließlich um Gut-Wetter bei dem General Botha, boten ihre Uebergabe mit allen Waffen, Munitionsbefänden, Herden und der ganzen Ausrüstung an — und spazierten, nachdem ihnen milde Befragung und vielleicht mögliche gänzliche Amnestie zugesichert worden, müder wieder ins Lager des Feindes ab... die eigene Freiheitsfrage und die Deutschen strupplos im Stich lassend...

Nord von Naukula und seine Söhne

Unmöglich, auch nur annähernd die Fülle der Einzelgeheiß zu benennen oder gar zu schildern, in die Notgedrungen der Heldenkampf der Kolonie Deutsch-Südwest-Afrika sich zerstückeln mußte. Erzählt werden muß aber ein Ereignis noch aus dem Oktober 1914, weil es geradezu symbolhaft zeigt, mit welchen Hindernissen und Schicksalstücken der verlorene Hause der deutschen Schutztruppe hier zu kämpfen gehabt hat bis zum bitteren Ende.

Im Norden stieß das Schutzgebiet an die Koloniebefugung Angola des noch neutralen Portugal. Von dort her bestand die einzige Möglichkeit bitter notwendiger Zufahren, vor allem des Proviantes. Zur Annahme solcher Provianttransporte aus Angola befanden sich damals im hohen Norden der Eislanddrift an der portugiesischen Grenze der Bezirkskommandant Dr. Schulze-Jena, der Oberstleutnant von Heidebreck, der Kriegsfreiwillige Ritter und zwei Reiter. Eines Tages war die kleine Schar von dem Kommandanten des in der Nähe liegenden portugiesischen Forts Naukula zum Besuch der Feste eingeladen worden. Die Deutschen folgten ahnungslos dem scheinbar ansehnlich gastfreundlichen Angebot und — wurden, sofort nach Betreten des Forts, auf Befehl des Kommandanten menschenähnlich unter Feuer genommen... Dr. Schulze-Jena, Oberstleutnant von Heidebreck, Kriegsfreiwilliger Ritter und zwei begleitende eingeborene Polizeidiener wurden erschossen, der eine Reiter schwer verwundet, der andere unverwundet gefangen genommen. Die im Annarsch befindlichen Provianttransporte wurden beschlagnahmt.

Kaum wurde dieser feige Ueberfall und Menschenmord bekannt, als Oberstleutnant von Heidebreck eine Strafexpedition nach der Südgrenze von Angola in Marsch setzte. Trotz wilder Schwereigkeiten bohrte man sich seinen Weg gegen die Nordgrenze, stieß gegen das Fort Naukula vor und stürmte es mit schneidigem Plan schon im ersten Anlauf, obgleich der Gegner auch hier in gewaltiger Ueberzahl war. Ein Teil von ihm wurde gefangen genommen; der größere Teil ging unter Zurücklassung von über 150 Toten und vielen Verwundeten sowie zahlreichen Kriegsmaterials und Provianten in wilder Flucht zurück. Kom Fort weichte die deutsche Flagge...

Aber es war nicht beabsichtigt, es zu halten; die Strafexpedition hatte ihren Erfolg erzielt — also ging man zurück zur Vereinigung mit den südwärts immer schwerer eindringenden und immer gewaltigerem Ankuren in letztem Heldenmut widerstehenden Vätern. Auf diesem Rückmarsch erlebte man ungeborenen Jubel der Eingeborenen!

Zur Zeit des Warden in Naukula waren portugiesische Patrouillen tief in das deutsche Hinterland vorgedrungen und hatten verschiedentlich versucht, die dort feindlichen Ouanbokämme gegen die Deutschen aufzuwecken. Groß war jetzt unter den dortige Schwarzen die Freude:

„Deutsche Raffen Sieg! — Deutsche Raffen 'rra!“

Die Hauptlinge drängten sich heran an die Deutschen, dankten ihnen für den vernichtenden Schlag, den die verhassten Portugiesen erhalten, versprochen unandelbare Treue...

Der Tod des Kommandeurs

Während die Strafexpedition sich noch gegen Naukula bewegte, wurde die immer heftiger bedrängte Schutztruppe von einem neuen Schicksalsschlag betroffen:

Um die Mitte des November wurde in Kallfontein in Gegenwart des Oberstkommandierenden ein Versuchsstößen mit neu eingeführten Gemehrgranaten abgehalten. Die ersten sechs Probeschüsse verliefen gut. Beim siebenten Schuß dagegen explodierte auf nie gekannte Weise die Granate dicht über der Gewehrmündung: von der Bedienungsmannschaft war ein Reiter sofort tot, drei Unteroffiziere wurden schwer, ein Reiter leicht verletzt — und Oberstleutnant v. Heidebreck, der etwas abseits stand, erhielt einen Sprengschuß in den Unterleib... Er wurde sofort operiert, lebte noch drei Tage unter furchtbaren Qualen, dann endete das Leben dieses erprobten Führers, der in dieser ersten Zeit das unbedingte Vertrauen der Truppe und der Kolonie genos und färslich noch seine militärische Laufbahn mit dem ersten großen Sieg über die vielfache Uebermacht der Unionstruppen in der Schlacht bei Sandfontein gekrönt hatte.

Heidebrecks Nachfolger im Kommando wurde Major Franke. Er führte den Heldenkampf des verlorenen Hauses von Deutsch-Südwest zuende — bis zum bitteren Schluß

(Fortsetzung folgt.)

